

Zusatzmaterial**2.3 „Und sie sollen mir ein Heiligtum machen, damit ich in ihrer Mitte wohne.“
Zur Entwicklung der Jüdischen Gemeinde in Pforzheim von 1945 bis in die
Gegenwart (Olaf Schulze)****Ignatz Bubis in Pforzheim**

Ignatz Bubis (1927 Breslau – 1999 Frankfurt a. M.), von 1992 bis 1999 Präsident des Zentralrats der Juden in Deutschland, war ein Überlebender der Schoa, während der die meisten Mitglieder seiner Familie ermordet wurden. Bevor er 1956 nach Frankfurt am Main zog, lebte und arbeitete er einige Jahre in Pforzheim. In der biografischen, wie autobiografischen Literatur zu Ignatz Bubis wird dies meist nur kurz erwähnt. Hinweise auf die Jüdische Gemeinde in Pforzheim oder Karlsruhe, zu der die wenigen Pforzheimer Juden damals gehörten, sucht man vergeblich. Dies mag auch damit zusammenhängen, dass Ignatz Bubis sein gesellschaftliches Engagement für die Jüdische Gemeinde erst in Frankfurt am Main begann, wo er 1965 zum ersten Mal für den Gemeinderat der Jüdischen Gemeinde kandidierte und zunächst stellvertretendes, ein Jahr später ordentliches Vorstandsmitglied wurde. 1978 schließlich wurde er Vorstandsvorsitzender der *Jüdischen Gemeinde Frankfurt* und Mitglied im *Direktorium des Zentralrats der Juden in Deutschland*.

Im Februar 1941 war der vierzehnjährige Ignatz Bubis zusammen mit seinem Vater Jehoshua ins Ghetto von Deblin (heute Polen, Woiwodschaft Lublin) gezwungen worden. Seine Mutter Hannah war bereits im Dezember 1940 an Krebs gestorben. Sein Vater wurde im Oktober 1942 in das Vernichtungslager Treblinka verschleppt und dort umgebracht. Der Fünfzehnjährige verblieb allein im Arbeitslager am Fliegerhorst Deblin, arbeitete seit Sommer 1944 im Arbeitslager von Tschenschow in einer Munitionsfabrik. Dort wurde er am 16. Januar 1945 durch die Rote Armee befreit. Weitere Stationen waren Lublin, Lodz und Breslau, bis er schließlich Ende 1945 nach Berlin kam und sich, zwischen Dresden und Westberlin pendelnd, als Angestellter einer Tauschzentrale ab 1946 eine Existenz aufbaute. Im Mai 1948 eröffnete er mit einem Freund das *Kommissionshaus Dresden* für den Tausch von Porzellan und Edelmetallen zunächst mit Genehmigung der sowjetischen Besatzungsmacht. Anfang 1949 warnte ihn ein russischer Bekannter vor einer drohenden Verhaftung. Bubis floh aus Dresden nach Westberlin. In Abwesenheit wurde er wegen „Wirtschaftsspionage“ im Auftrag der „Imperialisten“ zu zwölf Jahren Zuchthaus und Einzug seines Vermögens verurteilt.

1950 ergab sich für Bubis eine neue Chance. Ein Freund aus dem Lager Deblin, Henry Rakowski, bot ihm an, in den Edelmetallhandel einzusteigen. Die Firma des Freundes saß in Stuttgart und hatte bis 1953 das Monopol für den Handel mit Gold zur Belieferung der Edelmetallindustrie, auch der Pforzheimer Schmuckfabrikation, die sich nach dem Krieg recht rasch erholt hatte. Ignatz Bubis war nun in Sachen Edelmetallhandel viel unterwegs. Viele seiner Aufträge wickelte er über die Degussa Pforzheim bzw. Frankfurt ab. „Ich stieg bei meinem Freund mit einem Anteil von 7 Prozent ein. Wir haben das Gold in München eingekauft und nach Pforzheim verkauft, Barrengold für die Scheideanstalten, die daraus Blech und Draht fertigten. Die Scheideanstalten haben die Schmuckindustrie mit Halbfertig-Erzeugnissen beliefert. In dieser Zeit hatte ich eine Wohnung in Stuttgart und hielt mir ein ständiges Hotelzimmer

im ‚Deutschen Haus‘ in Pforzheim, so pendelte ich zwischen München und Pforzheim.“¹
 „Für die deutsche Schmuckindustrie gab es damals keine Möglichkeit, in Deutschland Gold zu kaufen, denn der Handel mit Feingold war nach Artikel 3 des Militärregierungsgesetzes Nr. 53 für Deutsche verboten. Unsere Firma übernahm in München Gold, das vermutlich illegal aus der Schweiz kam, und leitete es an Scheideanstalten in Pforzheim weiter [...]. Es war eine verhältnismäßig simple Angelegenheit: Ich fuhr mit dem Auto von Stuttgart nach München, holte dort das Gold ab, das meine Partner gekauft hatten, brachte es im Kofferraum nach Pforzheim und fuhr wieder zurück nach Stuttgart. In Stuttgart hatte ich eine Wohnung und in Pforzheim ein ständiges Hotelzimmer gemietet, und ich war jede Woche mit dem Auto zwischen Stuttgart, München und Pforzheim unterwegs.“²

In Paris traf er 1951 erneut auf die Tochter einer Cousine seiner Mutter, Ida Rosenman, die ebenfalls das Ghetto und das Arbeitslager von Deblin und das Arbeitslager von Tschenstochau überlebt hatte und in Dachau befreit worden war. Im März 1953 erfolgte die standesamtliche Trauung in Paris, am 3. Mai heiratet das Paar dort nach jüdischem Ritus. Und zwar zu Lag baOmer, „dem einzigen Tag zwischen Ostern und Pfingsten, an dem sich eine Jude verhehelichen darf. [...] Und es war keine kleine Gesellschaft, die da zusammenkam. Als ich die glückliche Mutter meiner Frau und all die anderen Mitglieder ihrer Familie sah, wurde mir wieder bewußt, wie alleine mich der Krieg zurückgelassen hatte. Was hätte ich dafür gegeben, wenn meine Eltern das noch hätten erleben dürfen.“³ Sie wohnten zunächst in Pforzheim, doch seine Frau wollte immer nach Paris zurück.

Ignatz Bubis begann in Pforzheim, nachdem das Monopol des Goldhandels gefallen war, Goldschmuck aus Italien zu importieren. „Mitte der 50er und in den 60er Jahren gab es in der Bundesrepublik einen regelrechten Goldrausch. Es begann mit den Touristen, die nach Italien fuhren und in den Schaufenstern sahen, daß Gold und echter Schmuck dort sehr viel billiger angeboten wurde als in Deutschland. [...] Die italienischen Fertigwaren waren um rund drei Mark pro Gramm billiger als deutsche Erzeugnisse. Das lag am geringeren Arbeitslohn in Italien – damals etwa 1,80 DM pro Stunde gegenüber 5 DM pro Stunde hierzulande – und der niedrigeren Schwundquote bei der Produktion. Die Preise waren derart unterschiedlich, daß die deutschen Goldschmiede sich vor Zorn sogar weigerten, italienischen Schmuck zu reparieren, doch gab es genügend Geschäfte vor allem in Berlin und im Ruhrgebiet, die italienische Ware anboten. Bald entwickelte sich ein ganz normaler Handel zwischen Italien und Deutschland. Obwohl ich zunächst vom Schmuckhandel ebensowenig Ahnung hatte wie einst vom Edelmetallhandel und später vom Immobiliengeschäft, lernte ich schnell, worauf es ankam, und wurde zu einem der großen Importeure italienischen Schmucks. Nachdem ich jahrelang Gold an die Schmuckindustrie in Pforzheim verkauft hatte, machte ich nun dieser Industrie selber Konkurrenz. Nach kurzer Zeit hatten sich die Pforzheimer Schmuckfabrikanten auf die neue Situation eingestellt und ließen ihren Schmuck ebenfalls in Italien produzieren bzw. kauften dort Teile, die sie in Deutschland montierten. Insbesondere Pforzheimer Versandfirmen boten italienischen Schmuck

¹ Ignatz Bubis, Ich bin ein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens. Ein autobiographisches Gespräch mit Edith Kohn, Köln 1993, Zitat S. 97 f. Das Pforzheimer Hotel „Deutsches Haus“ lag in der Nordstadt, Pfälzer Str. 26 (Ecke Hohenzollernstraße).

² Ignatz Bubis (mit Peter Sichrovsky), „Damit bin ich noch längst nicht fertig.“ Die Autobiographie, Frankfurt/New York 1996, S. 73–84, Zitat S. 73.

³ Ebd., S. 77.

an.“⁴

Kurz nach der Hochzeit besuchte Ignatz Bubis seinen Freund Henry Rakowski, der inzwischen nach Toronto ausgewandert war, und dieser bot ihm an, ebenfalls nach Kanada umzusiedeln. Doch Ida Bubis wollte ohne ihre Familie Europa keinesfalls verlassen, und diese wollte in Paris bleiben: „Ida und ich einigten uns darauf, nun ebenfalls nach Paris zu ziehen. Ich packte alles zusammen, Bücher, Geschirr und Möbel, und schickte die Sachen los. Wir suchten schon eine Wohnung, doch irgendetwas in mir sträubte sich. Vielleicht war es die fremde Sprache, vielleicht waren es auch meine ersten geschäftlichen Erfolge in Deutschland. Ich hatte im Grund keine Lust, schon wieder von vorne zu beginnen, und so blieben wir vorerst doch in Pforzheim. 'Wenigstens ist Pforzheim näher zu Paris als Amerika', sagte meine Frau damals. Eines stand allerdings fest: daß wir auf Dauer nicht in Pforzheim bleiben würden.“⁵

Leider findet sich kein Hinweis auf ein wie auch immer geartetes jüdisches Gemeindeleben in den publizierten Erinnerungen von Ignatz Bubis. Im Rückblick kennzeichnete er seine damalige Beziehung zum Judentum so: „Ich lebte in Frankfurt als ein typisch liberaler Jude, der jedoch seine Tradition ernst nimmt. Die Feiertage waren wesentliche Fixpunkte im Ablauf eines Jahres, und zu diesen Tagen ging ich auch in die Synagoge. Doch lebten wir nie streng nach den jüdischen Eßregeln und hielten auch den Sabbat nicht streng ein. Wie schon in Berlin und später in Stuttgart war ich in Frankfurt ganz selbstverständlich Mitglied der Jüdischen Gemeinde.“⁶ Diese Aufzählung aus dem Jahr 1996 lässt vermuten, dass Ignatz Bubis sich auch in Pforzheim weiterhin der Stuttgarter Gemeinde zugehörig fühlte, da er weder die Situation in Pforzheim noch in Karlsruhe erwähnt.

„Ich habe von vorneherein akzeptiert, daß ich in Deutschland zu Hause bin, andere [jüdische Überlebende; OS] konnten das nicht akzeptieren. [...] In Pforzheim wurde damals der Edelmetallhandel schwächer. Hinzu kommt, [...] daß es mich immer in die Großstadt gezogen hat. Ich habe in Pforzheim zwar sehr viele Freunde gehabt, auch beim 1. FC Pforzheim, obwohl ich dort nie mitgespielt habe. Aber ich hatte auch freundschaftliche und berufliche Kontakte nach Frankfurt [...].“⁷

1956 zogen Ignatz und Ida Bubis nach Frankfurt am Main, die Gewinne investierten sie in Immobilien. Während sich Ignatz Bubis Anfang der 1960er Jahre ganz dem Immobiliengeschäft zuwandte, übernahm seine Frau den Schmuckhandel. 1963 wurde die einzige Tochter, Naomi Ann, geboren. „Solange wir in Pforzheim wohnten, galt immer das Versprechen an meine Frau, irgendwann nach Paris zu ziehen. Doch dann war Frankfurt für meine Frau der Kompromiß und für mich die Erlösung.“⁸

⁴ Ebd., S. 79 f.

⁵ Ebd., S. 78.

⁶ Ebd., S. 81.

⁷ Ignatz Bubis, Ich bin ein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens. Ein autobiographisches Gespräch mit Edith Kohn, Köln 1993, S. 101 f.

⁸ Zit. nach Fritz Backhaus, Raphael Gross und Michael Lenarz (Hg.), Ignatz Bubis. Ein jüdisches Leben in Deutschland; Frankfurt am Main 2007, S. 43; Begleitband zur gleichnamigen Ausstellung im Jüdischen Museum Frankfurt vom 16. Mai bis 11. November 2007; die biografischen Angaben nach dem chronikalischen Lebenslauf, ebd., S. 193–197.

Zu: Olaf Schulze, „Und sie sollen mir ein Heiligtum machen, damit ich in ihrer Mitte wohne.“ – Zur Entwicklung der Jüdischen Gemeinde in Pforzheim von 1945 bis in die Gegenwart, in: Thorsten Trautwein (Hrsg.), Jüdisches Leben im Nordschwarzwald, Edition Papierblatt Band 2, Neulingen 2021, S. 138–163.